

DER SAMARITER UND DER VIZEPRÄSIDENT

Das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37) zählt zu den bekanntesten Texten im Neuen Testament. Darin gibt Jesus ein Beispiel praktischer Nächstenliebe, das bis heute als ethisches Vorbild gilt. Auf die Schlüsselfrage eines Schriftgelehrten, «Wer ist mein Nächster?», gibt Jesus zwar keine Definition. Er erzählt aber im Gleichnis, dass der Nächste immer der Mensch sei, der konkret in Not ist und Hilfe braucht.

Interessanterweise spielte dieses Gleichnis kürzlich auch in der amerikanischen Politik eine Rolle. Vizepräsident J. D. Vance hatte in einem Interview auf Fox News gesagt, es sei eine christliche Auffassung, «erst die eigene Familie zu lieben, dann den Nachbarn, dann die lokale Gemeinschaft, dann die Mitbürger, und danach erst den Rest der Welt zu priorisieren». Das hätten «viele am linken Rand komplett umgedreht».

Diese populistische Deutung des Gleichnisses hat der amerikanische Jesuit James Martin entschieden zurückgewiesen. Martin verwies darauf, dass Jesus mit seinem Gleichnis auf die Frage eines Rechtsgelehrten geantwortet habe, wer sein Nächster sei. «Als Antwort erzählt Jesus die Geschichte eines jüdischen Mannes, der von Räubern zusammengeschlagen wurde und am Strassenrand liegt. Dem Mann wird nicht von denen geholfen, die ihm am nächsten stehen (ein Priester und ein Levit), sondern von einem Samariter. Zu jener Zeit betrachteten sich Juden und Samariter gegenseitig als Feinde», so Martin.

Die grundlegende Botschaft Jesu sei, dass jeder Mensch der Nächste sei und dass es nicht darum gehe, nur der eigenen Familie oder denen, die einem nahestehen, zu helfen: «Es geht gerade da-

rum, denen zu helfen, die verschieden, fremd, anders erscheinen. Sie alle sind unsere Nächsten.» Worum es bei dem Gleichnis gehe, verstehe man besonders aus Sicht des Mannes, dem geholfen werde: «Unsere Rettung hängt letztlich, wie bei diesem Mann, von denen ab, die wir oft als Fremde betrachten.» Dass Christen den Rest der Welt erst als allerletztes in den Blick nehmen sollen, gehe am Gleichnis Jesu vom barmherzigen Samariter vorbei, schrieb der Jesuit mit Recht.

J. D. Vance ist ursprünglich in einer evangelikalen Gemeinde aufgewachsen. Der Politiker konvertierte 2019 zur römisch-katholischen Kirche und macht seitdem aus seinem Glauben keinen Hehl. Allerdings hängt Vance einer Gruppierung an, die «Katholische Integralisten» genannt wird. Sie betrachten es als ihr erklärtes Ziel, christlichen Einfluss auf die Politik auszuüben. Das wäre zunächst einmal nicht verwerflich, wenn nicht ihre Vordenker regelmässig betonen würden, wie wichtig es sei, dass Menschen in Machtpositionen christliche Beraterinnen und Berater nach der Art des Integralismus an ihrer Seite hätten. Im Grunde kann man sie als eine katholische Entsprechung zu radikalen Evangelikalen bezeichnen, die nach einer Art von katholischem Gottesstaat streben. Glücklicherweise hat ein mutiger Jesuit dafür gesorgt, dass die ursprüngliche Aussage des bekanntesten Gleichnisses Jesu nicht in ihr Gegenteil verkehrt wird. ■



Christian Cebulj ist Professor für Religionspädagogik und Katechetik an der Theologischen Hochschule Chur.

«Es geht gerade darum, denen zu helfen, die verschieden, fremd, anders erscheinen. Sie alle sind unsere Nächsten»

